

Hütten-Zeitung

des
Schalker Vereins
Vereinigte Stahlwerke Aktien-Gesellschaft

6. Jahrgang.

Zuschriften sind unmittelbar an die Schriftleitung „Hütten-Zeitung“ zu richten.

2. September 1926

Nachdruck nur unter Quellenangabe und nach vorheriger Einholung der Genehmigung der Hauptschriftleitung gestattet.

Nr. 35.

Vor Genf.

Noch wenige Tage, und die schöne Stadt am südlichen Seeufer wird wiederum der Schauplatz weltbewegender Ereignisse werden. Die Tagungen des Völkerbundsrates und anschließend daran des Völkerbundes selbst werfen bereits ihre Schatten voraus. Wie man in Deutschland darüber denkt, hat Reichskanzler Dr. Marx vor einigen Tagen auf dem Breslauer Katholikentag kundgegeben. Er sagte u. a. folgendes: „Wenn wir diesmal nach Genf gehen, so müssen wir die Gewißheit haben, daß Deutschlands Aufnahme in den Völkerbund auch wirklich ohne Reibung abklingen geht. Sollten sich im übrigen wider Erwarten in Genf aber Schwierigkeiten ergeben, ähnlich denjenigen bei der Tagung im März, so wäre damit eine Situation geschaffen, die für viele an den dortigen Verhandlungen Beteiligte ebenso unerträglich wäre, wie für den Völkerbund selbst. Ich will heute nicht mehr des näheren auf die Gründe eingehen, die zu dem ergebnislosen Verlauf der Märztagung führten. Es lag wohl nicht zuletzt daran, daß man entgegen dem Wunsch Deutschlands über die schwierigen Probleme zwischen den einzelnen Mächten verhandelte, anstatt ein Gremium des Völkerbundes selbst damit zu befassen. Man hat sich dazu entschlossen, eine Studienkommission mit der Prüfung der Lage der Erweiterung des Völkerbundsrates zu betrauen, die im Mai d. Js. zusammengetreten ist und die Ergebnisse ihrer Studien in einem Bericht an den Völkerbundsrat niedergelegt hat. Die Kommission nahm den Grundsatz der Vermehrung der nichtständigen Mitglieder des Rates an, um es auf diese Weise zu ermöglichen, dem Bund die wertvolle Mitarbeit bewährter Ratsmitglieder zu erhalten. Die Kommission hat im März beschlossen, nochmals zusammenzutreten. Nun ist die Einberufung der Studienkommission für den 30. August erfolgt. Die Haltung Deutschlands kennzeichnet sich nach wie vor durch die Bereitwilligkeit zur Mitarbeit in der Kommission und die Betonung des Interesses am Völkerbunde als Ganzem in allen seinen Gliedern, unter Ablehnung der ungerechtfertigten Begünstigung Einzelner auf Kosten der Anderen.“

Wir streben insbesondere die Erhaltung der Aktionsfähigkeit des Rates an und lehnen jede Veränderung ab, die als „Sicherung“ gegenüber einer künftigen deutschen Mitgliedschaft begründet wird. Wir wehren uns nur gegen eins, daß sozusagen ein Gegengewicht gegen Deutschland im Völkerbundsrat geschaffen werden soll, weil das dem Geist des Völkerbundes widerspricht. Gleichzeitig wollen wir aber vermeiden, daß in der Diskussion über die mit dem Eintritt Deutschlands in den Völkerbund zusammenhängenden Fragen das freundschaftliche Verhältnis Deutschlands zu anderen Ländern getrübt wird. Wir treten daher nicht als Gegner irgendwelcher einzelnen Kandidaten auf, sondern verlangen nur, daß die Interessen aller Völkerbundsmitglieder bei der Gesamtregelung maßgebend sind.“

Inzwischen hat die Reichsregierung sich über das Verhalten der deutschen Abordnung in Genf schlüssig gemacht und darüber eine halbamtliche

Erklärung veröffentlicht, in der steht, daß die deutsche Abordnung ihre Reise erst dann nach Genf antreten werde, wenn die Völkerbundsversammlung die Aufnahme Deutschlands mit alleinigem ständigen Ratsitz beschlossen habe. Diese Haltung der Reichsregierung kann man nur gutheißen.

Es scheint, als ob sich die Lage jetzt so zuspitzen würde, daß Spanien allein den Widersacher für alleinige Zuteilung eines Ratsitzes an Deutschland bilden wird. Nun verlangt Spanien in letzter Zeit das alleinige Verfügungsrecht über die vielumstrittene internationale Stadt Tangier in Nordafrika, um so seine Interessen in Marokko zu schützen. Offenbar ist dieses der Preis, um den es der Völkerbundsregelung zustimmen will. Es wird nunmehr auf Frankreich und England ankommen, die versuchen müssen, eine Einigung herbeizuführen. Bevor nicht ganz reiner Tisch u. klare Verhältnisse geschaffen sind, werden wir dieses Mal also nicht nach Genf gehen.

* * *

Die deutsch-belgischen Verhandlungen über die Abtretung von Eupen und Malmedy sind in letzter Stunde leider doch wieder zu Wasser geworden. Rein anderer als der alte Widersacher und Störenfried des Weltfriedens, Poincaré, hat diese Verhandlungen hintertrieben, die schon vor einem verheißungsvollen Abschluß standen. Es ist außerordentlich bedauerlich, daß Frankreich trotz aller wirtschaftlichen Einsicht, die es in letzter Zeit zeigt, sich nicht von diesem engherzigen Standpunkt freimachen kann, der zur Versöhnung der beiden Völker wahrlich nicht beiträgt. Gerade im gegenwärtigen Zeitalter wäre eine solche Versöhnung

unter Zustimmung Frankreichs dem europäischen Frieden außerordentlich dienlich gewesen. Wie es heißt, soll die Entscheidung, die jetzt getroffen wurde, nicht endgültig sein, sondern die Verhandlungen sollen wieder aufgenommen werden, sobald Deutschland im Völkerbunde ist. Für diesen Fall ist uns schon so viel versprochen worden, daß wir fast schon nicht mehr daran glauben können. Aber wir wollen die Hoffnung nicht aufgeben.

* * *

Griechenland, das neben Portugal den Vorzug genießt, die meisten Revolutionen zu haben, hat soeben die neueste überwunden und den bisherigen Diktator Pangalos zum Teufel gejagt. Wie lange sich die jetzige Regierung, die sich ebenso wie die frühere auf das Meer und die Flotte stützt, halten wird, kann man nicht genau sagen.

* * *

Als neueste Überraschung wird gerade noch gemeldet, daß Polen offiziell seinen Anspruch auf einen ständigen Ratsitz im Völkerbund überreicht hat. Man sieht, daß offenbar derselbe Tanz beginnt, wie im Frühjahr dieses Jahres. Ob es wirklich gelingen wird, alle die aufgetürmten Hindernisse in der kurzen Zeit bis zum 3. September noch zu beseitigen, ist ein großes, ungelöstes Rätsel.

Wirtschaftlicher Rundfunk.

Wir besitzen in Deutschland neuerdings ein Institut für Konjunkturforschung zur Wirtschaftslage. Dieses Institut hat den Zweck, alle Erscheinungen des Wirtschaftslebens genau zu untersuchen und sie zusammenzustellen, um daraus Schlüsse zu gewinnen, wie es demnächst mit unserer Wirtschaft beschaffen sein wird. Der neueste Bericht dieses Institutes liegt gerade vor. Er besagt, daß die Wirtschaftskrise, in der sich Deutschland befindet, im Mai ihren tiefsten Tiefstand erreicht habe. Mitte August sei die Krise in ihren zweiten Abschnitt eingetreten, dessen Merkmale immer deutlicher würden. Ob wir freilich unmittelbar vor einem neuen Aufstieg unseres Wirtschaftslebens stehen, ließe sich jedoch keineswegs sagen. Der Bericht stellt einige Anzeichen der Besserung fest, vor allem auf dem Geldmarkt, der sich durch eine große Flüssigkeit ausgezeichnet habe. Auch der Markt für Wertpapiere befände sich in voller Blüte. Dagegen liegt der Warenmarkt noch im ganzen darnieder. Auch die Arbeitslosigkeit sei noch sehr wenig zurückgegangen. Der Bericht kommt weiter zu dem Schluß, daß außer in Deutschland auch im übrigen Europa dieselbe wirtschaftliche Krise zu beobachten sei, die im scharfen Gegensatz stehe zur Wirtschaftsblüte der überseeischen Gebiete, namentlich Nordamerikas. Offenbar sei dieses die Folge eines Wachstums, das Europa zu scharfen Umstellungen auf wirtschaftlichem Gebiete zwingen würde, ein Prozeß, der wohl noch Jahre oder Jahrzehnte dauern würde.

Daß es mit unserer Wirtschaft in der Tat nicht so weit her ist, wie manche von uns vielleicht geglaubt haben, beweist aufs neue die Bilanz des deutschen Außenhandels für den Monat Juli. Wenn schon im vorigen Monat ein Ueberschuß der Einfuhr über die Ausfuhr vorhanden war, der 33 Millionen Reichsmark betrug, so hat sich dieser Ueberschuß im Juli auf 126 Millionen Reichsmark vermehrt. Nach den paar Monaten einer aktiven Handelsbilanz, in der wir einen Ausfuhrüberschuß zu verzeichnen hatten, sind wir also jetzt wieder bei einer passiven Gestaltung unseres Außenhandels angelangt, von der wir wohl sobald nicht wieder loskommen werden. Diese Feststellung ist wenig erfreulich. Sie beweist, daß tatsächlich das ganze Wirtschaftsleben in Deutschland noch weit entfernt ist von einer gründlichen Besserung und von einem Aufstieg. Die Hauptmenge der auszuführenden Rohstoffe bilden in der jetzigen Bilanz natürlich Kohlen und Koks. Der englische Bergarbeiterstreik hat eine Steigerung dieser Ausfuhr um 30,7 Millionen Mark gegen den Vormonat zur Folge gehabt. Wenn dieser Posten wieder im Wegfall kommt, was über kurz oder lang bei der augenblicklichen Streiklage anzunehmen ist, so würde die ganze Bilanz noch viel trauriger sein. Immer wieder tritt bei diesen Handelsbilanzen ein Posten in die Erscheinung, der sehr wohl vermieden oder herabgemindert werden könnte. Gegen den Juni ist nämlich die Weizenimportation wiederum um 34,7 Millionen Mark gestiegen. Das deutsche Volk gönnt sich also in seinen breitesten Schichten immer noch den Luxus des reinen Weizenbrot-Essens. Unsere Landwirtschaft wäre sehr wohl imstande, uns Roggenbrot genug zu beschaffen, wenn wir nur davon Gebrauch machen wollten. Aber leider haben wir uns nach der Kriegszeit schon recht bald wieder einige angenehme Dinge angeeignet, darunter auch den übermäßigen Gebrauch von Weizen, den wir für teures Geld aus dem Auslande einführen müssen, während unsere heimische Landwirtschaft uns Roggen genügend erzeugen könnte.

Eine sonderbare Erscheinung macht sich in dem Kampf um die Revision des Dawes-Planes geltend. In England ist man nämlich zu der Ueberzeugung gelangt, daß der Dawes-Plan geeignet sei, die englische Industrie zu zerstören, denn durch ihn werde Deutschland veranlaßt, viel billigere Ware herzustellen, als England es könne. Daher müsse die britische Industrie darauf dringen, daß eine baldige durchgreifende Revision, oder möglichst sogar eine Beseitigung dieses Planes durchgesetzt werde. In diesem Falle befinden wir uns in Deutschland in erfreulicher Uebereinstimmung mit den Engländern. Hoffentlich wird es recht bald zu einer solchen Revision kommen.

In Amerika denkt man allerdings über diese Frage ganz anders. Es macht sich dort immer mehr ein langsamer aber deutlicher Umschwung in der Beurteilung der wirtschaftlichen Lage Deutschlands bemerkbar. Als Grund für diesen Umschwung werden die niedrigen Dividendenausschüttun-

Körperpflege — ohne Frage beste Kapitalanlage.

gen der deutschen Aktiengesellschaften angegeben. Das amerikanische Publikum, welches viel Geld in Deutschland angelegt hat, ist um die Sicherheit dieser Anlagen besorgt und fürchtet, daß durch eine Revision des Dawes-Planes das Vertrauen zu der Zahlungsfähigkeit Deutschlands stark erschüttert wird. Man sieht, wie verschieden die Auffassungen über dieselben Dinge in verschiedenen Ländern sein können.

Die amerikanische Eisen- und Stahlerzeugung erreichte im letzten Vierteljahre Rekordziffern, wie sie bisher niemals dagewesen sind. Es wird überall von einer steigenden Nachfrage berichtet,



die eine Erweiterung der vorhandenen Anlagen notwendig machen, da ihre Leistungsfähigkeit überschritten sei. Diese Produktionssteigerung Amerikas wird von einem deutschen Wirtschaftsführer, dem Geheimrat Dr. Duisberg, mit großer Sorge betrachtet. Geheimrat Duisberg hat eine mehrmonatliche Reise durch Amerika gemacht und als Ergebnis seiner Beobachtung festgestellt, daß eine große Gefahr von Amerika drohe. Wenn nämlich eines Tages in den Vereinigten Staaten eine Abzuckrisse kommen sollte und das Land dort nicht mehr, wie jetzt, die ganze Produktion aufnehmen kann, so werde es leicht geschehen können, daß die amerikanischen Erzeugnisse zu Schleuderpreisen auf den europäischen Markt geworfen würden, die die einheimische Industrie vernichten könnten. Wenn es einstweilen auch noch nicht so weit sei, so könne es doch dahin kommen. Diese Warnung an Europa scheint nicht unberechtigt. Hoffentlich werden sich die europäischen industriellen Länder frühzeitig genug darauf einstellen.

Lux.

Künstliche Weltsprache.

Ueber diese Frage haben in neuerer Zeit lebhafteste Erörterungen stattgefunden. Herr Prof. Güntert widmet der Frage in seinem Buche „Grundzüge der Sprachwissenschaft“ einen besonderen Abschnitt, in dem er es für unmöglich hält, daß eine wirklich vollwertige Weltsprache, die fähig wäre, auch höheren und höchsten Zwecken zu dienen, alle menschlichen Empfindungen und Gedanken in allen ihren Farben und Tönen auszudrücken, solange noch die Menschheit nach Völkern und Rassen geschieden und in Lebensweise und Bildung mannigfach gespalten ist. Selbst wenn daran zu denken wäre, daß sich alle Völker der Erde, wie sie sind, jetzt über eine solche künstliche Weltsprache einigten, so würden sie dieses Verständigungsmittel alsbald nach ihrer verschiedenen Eigenart verschieden umbilden und die künstlich herbeigeführte Uebereinstimmung müßte in kurzer Zeit wieder auseinanderfallen.

Außer dem Esperanto gibt es noch eine ganze Anzahl künstlicher Sprachen, die mit im Wettbewerbe stehen: das Reform-Neutral, Universal, Mundiolingue, Romanal, Unilingue, Optoc, dazu neuerdings Latino flexione, auch eine Ziffernsprache, und vor allem Ido, das seine Anhänger als ein verbessertes Esperanto betrachten. Aber unter allen diesen Wettbewerbern, und es kann sein, es gibt ihrer noch mehr, hat umstreitig Esperanto den ersten Platz, und wenn die Blätter zeitweise vom „Siegeszug des Esperanto“ sprechen, so ist wirklich etwas daran. Leider hat der Krieg diese ganze Bewegung unterbrochen. Aber nach 1919 geht es wieder vorwärts. Die beiden deutschen Städte Nürnberg und Dresden, wo die Anhänger des Esperanto 1923 und 1925 tagten, sind besonders Zeugen großer Erfolge gewesen. Man verweist mit Stolz darauf, daß Esperanto verwendet worden ist auf dem Internationalen Kongreß des Roten Kreuzes, im Internationalen Arbeitsamt in Genf, bei der Londoner und Pariser Handelskammer, auf der Internationalen Radiokonferenz usw. Die französische Regierung hat Esperanto als offene Sprache für den inländischen Draht- und Fernsprechverkehr zugelassen. Das deutsche Reichsministerium des Innern hat ein eigenes „Referat“ für Esperanto eingerichtet und seine Zustimmung dazu erklärt, daß das sächsische Esperantoinstitut zu einem Institut für das Deutsche Reich mit dem Sitz in Leipzig ausgebaut werde. In 120 sächsischen Schulen werden dreieinhalb tausend Schüler in Esperanto unterrichtet, und das Preussische Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung hat die Einführung wahlfreien Unterrichts ebenfalls genehmigt. Sämtliche Unterrichtsverwaltungen sind daher um Einführung des Esperanto-Unterrichts in allen Schulen gebeten worden. Jedenfalls steht Esperanto nach seinen bisherigen Erfolgen, seiner Verbreitung und seinen Aussichten gegenwärtig allen anderen „Weltsprachen“ voran.

Die Kartoffel.

Von ihrer Entdeckung, ihrem Namen und ihren Spielarten.

Die Knollen der Kartoffel (*Solanum tuberosum* L.) sind durch die Seefahrenden Völker des 16. Jahrhunderts, die Spanier und Engländer, nach Europa eingeführt worden, und zwar offenbar zu wiederholten Malen, sei es aus ihrer südamerikanischen Urheimat, dem Andengebiet (Peru), oder aus Nordamerika (dem alten „Virginien“), wohin sie der englische Sklavenhändler John Hawkins gebracht haben soll. In den Höhenlagen des alten Inkareiches haben sie offenbar einst eine große Rolle als nicht zu unterschätzendes Volksernährungsmittel gespielt.

Im deutschen Sprachgebiet traten sie zuerst auf in den 60er Jahren des 16. Jahrhunderts, und zwar wird berichtet, daß Landgraf Wilhelm IX. von Hessen, ein der botanischen Wissenschaft ergebener Landesfürst, Kartoffeln im Jahre 1568 aus Italien in seinem Pomeranzengarten eingeführt habe unter dem Namen „Turatapil“, einer offenbar aus dem italienischen *tartufolo* (Trüffel) verstümmelten Benennung. In Wien wurde die Kartoffel von Clusius in den kaiserlichen Gärten bereits 1588 angebaut. Die Ausgangsknollen stammten aus Belgien, doch stand der Vermittler päpstlichen Kreises nahe, so daß auch hier Italien als Ursprungsland und wohl Spanien als erstes Einfuhrland in Frage kommt. Die Italiener jedenfalls sind die Erfinder des Namens, dessen deutsche Umgestaltung Kartoffel kaum noch erkennen läßt, daß er aus der Ähnlichkeit der Kartoffelknolle mit den unterirdischen Fruchtkörpern des Trüffelpilzes entstanden ist.

Neben Italien war es Britannien, und zwar namentlich Irland, das die neue Garten- und Feldfrucht mit Eifer anbaute. Der englische Name „potato“, aus dem indianisch-spanischen „Pataca“ gebildet, wirft die Kartoffel übrigens mit anderen Erdfrüchten zusammen, die unserem Nachtschattengewächs fernstehen, nämlich den Balaten (Süßkartoffeln). Mit einer Sorte, der „Gelben Pataca“, scheint der englische Name auch bei uns eingedrungen und hier und da, auch in der Form „Potade“, zu einer Bezeichnung der Kartoffel schlechthin geworden zu sein. — Walter Raleigh und Franz Drake gelten als die Männer, die die Kartoffel in den 80er Jahren des 16. Jahrhunderts nach den britischen Inseln einführten, und um dessen Wende war sie in London schon als nahrhafte Speisefrucht bekannt und geschätzt. Von England aus verbreitete sie sich rasch über Frankreich, die Niederlande und Deutschland.

Soviel die überlieferten Urkunden erkennen lassen, gelangte sie bereits als Kulturpflanze zu uns und wurde in Europa, besonders in England, sehr früh und erfolgreich gezüchtet. Während sie aber in den romanischen

Ländern als Aderfrucht und Volksnahrungsmittel keine höhere Bedeutung erlangte, wurde der Kartoffelbau in den nördlichen, namentlich den germanischen Ländern, besonders in Deutschland, die Grundlage des gesamten Aderbaues und der Hauptträger der Volksernährung. Günstige klimatische und Bodenbedingungen sowie die Anspruchslosigkeit der Bevölkerung sicherten der stärkereichen Frucht einen Hauptanteil an der landwirtschaftlich nutzbaren Fläche, besonders den sandigen und Moorböden der norddeutschen Tiefebene.

Wir dürfen also verschiedene Einfallsporten der Kartoffel annehmen und vermuten nicht mit Unrecht, daß sie ihren Siegeszug von den romanischen Ländern her über Süd- und Mitteldeutschland zu Ende des 16. Jahr-

hunderts in unser Vaterland angetreten hat und wohl wenig später auch über England und die Niederlande zu uns gekommen ist. Kühne Seefahrer, Sklavenhändler, Feldherren haben das Verdienst daran. Kriegerische Unternehmungen, die in den folgenden Jahrhunderten Europa in dauernder Unruhe hielten, waren es auch, die hier der Kartoffel immer weitere Verbreitung verschafften; nicht nur die Heere, besonders spanische und italienische, führten sie mit sich, sondern Hungersnöte, Folgen der zehrenden Kriege, und Getreidentüchern förderten mittelbar den Anbau der nützlichen, rasch reiche Nahrungsvorräte liefernden Aderfrucht, die den geprüften Völkern geradezu als Himmelsgabe erscheinen mußte. Die Nöte des 30jährigen Krieges bürgerlichen sie wahrscheinlich in weiteren Teilen Deutschlands ein, wenn auch zunächst im ganzen in nur recht bescheidenem Umfange und vorerst mehr als Gartenfrucht. Besonders früh und erfolgreich trieb die Kurpfalz den Kartoffelbau. Immer die ärmsten Gegenden und die am schwersten leidenden Völker sind es auch späterhin, die am gierigsten nach der rettenden Frucht greifen, wie auf den britischen Inseln die Iren, so in Deutschland die Vogtländer. Schon 1647,

Der Sämann sät den Samen.

Die Erd' empfängt ihn, und über ein kleines wächst die Blume herauf.

Du liebstest sie. Was auch dies Leben sonst für Gewinn hat, war klein dir geachtet, und sie entschlummert dir.

Was weinst du neben dem Grabe und hebst die Hände zur Wolke des Todes und der Verwesung empor?

Wie Gras auf dem Felde sind Menschen dahin, wie Blätter, nur wenige Tage gehn wir verkleidet einher.

Der Adler besuchet die Erde, doch säumt nicht, schüttelt vom Flügel den Staub und kehret zur Sonne zurück.

Friedrich Gottlieb Klopstock
(1724—1803).

sagt man, sei die Kartoffel in Unter-Würschnitz im Vogtlande eingeführt worden. Vogtländische Kartoffelspeisen, besonders „Vogtländer Klöße“, genießen schon lange einen ausgezeichneten Ruf. Ueberhaupt hat sich Sachsen von jeher um Kartoffelbau und -züchtung (Nichter in Zwickau) hochverdient gemacht. Das Aufblühen der „Manufakturen“ leistete dem Kartoffelbau weiteren erheblichen Vorschub. — 1708 wird seine Einführung aus Mecklenburg gemeldet. Ein Edelmann dieses Landes, der in einer dänischen Hilfstruppe für England focht, brachte die Kartoffel aus Irland mit. Seine darbenben Soldaten hatten sich zunächst, wie es heißt, alle Manneszucht vergebend, mit Heißhunger auf die fremdartige Aderfrucht gestürzt und sich ausgiebig an ihr gesättigt. Von der Ostseeküste ist die Kartoffel wahrscheinlich auch über Pommern nach Brandenburg und Polen sowie nach Rußland gelangt. Friedrichs des Großen unausgesetzten Bemühungen glückte es, die Schwerfälligkeit der bäuerlichen Bevölkerung durch ge-

Gedanken an die Sonntagsnacht - Montags Unfall oft gebracht.



Pole Poppenspüler.

Novelle von Theodor Storm.
(6. Fortsetzung).

In anderen Vormittage, als ich aus der Schule gekommen war, traf ich Herrn Tendler mit seinem Töchterchen schon in unserer Werkstatt. „Nun, Herr Kollege“, sagte mein Vater, der eben das Innere der Puppe untersuchte, „das sollte denn doch schlimm zugehen, wenn wir zwei Mechanici den Burschen hier nicht wieder auf die Beine brächten!“

„Gel, Vater“, rief das Visei, „da werd aa die Mutter nit mehr brummin“. Herr Tendler strich zärtlich über das schwarze Haar des Kindes; dann wendete er sich zu meinem Vater, der ihm die Art der beabsichtigten Reparatur auseinandersetzte. „Ach, lieber Herr“, sagte er, „ich bin kein Mechanikus, den Titel hab ich nur so nit den Puppen überkommen; ich bin eigentlich meines Zeichens ein Holzschnitzer aus Berchtesgaden. Aber mein Schwiegervater selig — Sie haben gewiß von ihm gehört —, das war halt einer, und mein Reserl hat noch allweg ihr kleins Gaudi, daß sie die Tochter vom berühmten Puppenspieler Geißelbrecht ist. Der hat auch die Mechanik in dem Rasperl da g'macht; ich hab ihm derzeit nur's Gesicht ausgeschnitten.“

„Ei nun, Herr Tendler“, erwiderte mein Vater, „das ist ja auch schon eine Kunst. Und dann — sagt mir nur, wie war's denn möglich, daß Ihr Euch gleich zu helfen wußtet, als die Schandtat meines Jungen da so mitten in dem Stüd zum Vorschein kam?“

Das Gespräch begann mir etwas unbehaglich zu werden; in Herrn Tendlers gutmütigem Angesichte aber leuchtete plötzlich die ganze Schelmerei des

Puppenspielers. „Ja, lieber Herr“, sagte er, „da hat man halt für solche Fälle sein Gspäherl in der Tasche! Auch ist da noch so ein Brudersöhnerl, ein Wurssl Nummer zwei, der grad 'ne solche Stimm hat wie dieser da!“

Ich hatte indessen die Visei am Kleid gezupft und war glücklich mit ihr nach unserem Garten entkommen. Hier unter der Linde saßen wir, die auch über uns beide jetzt ihr grünes Dach ausbreitet: nur blühten damals nicht mehr die roten Nelken auf den Beeten dort; aber ich weiß wohl, es war ein sonniger Septembernachmittag. Meine Mutter kam aus ihrer Küche und begann ein Gespräch mit dem Puppenspielerkinde; sie hatte denn doch auch so ihre kleine Neugierde.

Wie es denn heiße, fragte sie, und ob es denn schon immer so von Stadt zu Stadt gefahren sei? — Ja, Visei heiße es — ich hatte das meiner Mutter auch schon oft genug gesagt — aber dies sei seine erste Reis'; drum könne es auch das Hochdeutsch noch nit so völlig firt krieg'n. — Ob es denn auch zur Schule gegangen sei? — Freilich; es sei scho zur Schul gang'n; aber das Nähen und Striden habe es von seiner alten Bas' gelernt; die habe auch so a Wärkl g'habt, da drin hätten sie zusammen auf dem Bänkrl gegessen; nun lerne es bei der Mutter, aber die sei gar streng!

Meine Mutter nickte beifällig. — Wie lange ihre Eltern denn wohl hier verweilen würden? fragte sie das Visei wieder. — Ja, das wußt es nit, das läme auf die Mutter an; doch pflegten sie so eine vier Wochen am Ort zu bleiben. — Ja, ob's denn auch ein warmes Mäntelchen für die Weiterreise habe? denn so im Oktober würde es schon kalt auf dem offenen Wägelchen. — Nun, meinte Visei, ein Mäntelchen habe sie schon, aber ein dünnes sei es nur; es hab sie auch schon darin gefroren auf der Herreißl.

Und jetzt befand sich meine gute Mutter auf dem Fleck, wonach ich sie schon lange hatte zusteuern sehen. „Hör, kleine Visei“, sagte sie, „ich habe einen braven Mantel in meinem Schranke hängen, noch von den Zeiten her, da ich ein schlankes Mädchen war; ich bin aber jetzt herausgewachsen und habe keine Tochter, für die ich ihn noch zurechtschneiden könnte. Kommt nur morgen wieder, Visei, da stehst ein warmes Mäntelchen für dich darin.“

Visei wurde rot vor Freude und hatte im Umsehen meiner Mutter die Hand gefüßt, worüber diese ganz verlegen wurde; denn du weißt, hierzulande verstehen wir uns schlecht auf solche Narreteien! — Zum Glück kamen jetzt die beiden Männer aus der Werkstatt. „Für diesmal gerettet“, rief mein Vater; aber —!“ Der warnend gegen mich geschüttelte Finger war das Ende meiner Buße.

Fröhlich lief ich ins Haus und holte auf Geheiß meiner Mutter deren großes Umhängelageluch; denn um den kaum Genesenen vor dem zwar wohlgemeinten, aber immerhin unbequemen Zusauchen der Gassenjugend zu bewahren, das ihn

selbstlichen Zwang zu überwinden und die Kartoffel in Preußen zu einer weitverbreiteten, feldmäßig gebauten Frucht zu machen.

Infolge der weiten Verbreitung und verschiedenen Herkunft der Kartoffel treffen wir innerhalb der deutschen Grenzen die verschiedensten Namen. Aus *tartufolo* wird *Tartuffel* oder *Tartüffel*, und daraus macht der Volksmund in seinem Drang, dem Fremdwort einen Sinn zu geben, *Ertüffel* oder *Erdtüffel*, bringt es also in Beziehung zur Erde, in der die Knolle sich entwickelt. Im Schrifttum des 18. Jahrhunderts herrscht fast allgemein dieser Name vor. Aber auch die Bezeichnung „*Kartoffeln*“ tritt bereits auf, z. B. in Gernershausens „*Hausvater*“, der 1785 in Leipzig erschienen ist. Es lag nahe, *Erdtüffel* in *Erdäpfel* zu verwandeln und so das Bild der runden Erdrucht noch deutlicher im Namen widerzuspiegeln; noch heute ist der „*Erdäpfel*“ weit verbreitet. *Erdtüffeln* hat man ferner in „*Tüffeln*“ oder „*Tüften*“ verkürzt, eine Benennung, die man in der Mark neben „*Knollen*“ (oder dem udermärkischen „*Nudeln*“) häufig hören kann. Weit verbreitet war und ist der Name „*Erd-*“ oder „*Grundbirne*“. Der Studiosus Ernst Hädel, der sich, wie viele nordische Studenten, über die wenig magenfüllende süddeutsche Kost beschwert und die Kartoffeln schmerzlich vermisst, berichtet 1853 aus Würzburg heim, daß ihm die fürsorgliche Wirtin als Geburtstagschmaus sein Lieblingsgericht „*Krumpiern* in der *Schöle*“, also „*Bellkartoffeln*“ bereitet habe. Auch die Namen „*Bandkartoffeln*“, „*Toffeln*“, „*Toffelchen*“, „*Tüffeln*“ finden sich in älteren Schriften. Aus dem 16. Jahrhundert stammt ferner der eigenartige Name „*Grüblingsbaum*“. Geht dieser wohl auf „*Grundbirne*“ zurück. Oder sollte dabei an die Grübchen gedacht sein, die „*Augen*“, die in früheren Zeiten besonders tief saßen? Im Kräuterbuch Kaspar Bauhins (1590) ist die Kartoffel unter „*Grüblingsbaum*“ aufgeführt: „*Wurzel wie die Grübling gestaltet*“. „*Erdpammerlinge*“ ist in Kraffts Pflanzenbaulehre (Berlin 1903) verzeichnet, dürfte sich aber keiner weiteren Verbreitung erfreuen. Mit dem 19. Jahrhundert gewann die Bezeichnung „*Kartoffeln*“ oder „*Kartoffeln*“ immer weiteren Raum, und heute herrscht sie fast allgemein, hat zum mindesten aus der Schriftsprache alle anderen Namen verdrängt. Namen, die die Kartoffeln in ihrer südamerikanischen Urheimat bei den Indianern trugen, sind die Inka-Bezeichnungen „*Pape*“ und „*Papas*“, die in Spanien Eingang fanden, während eine virginische Benennung „*Opanaut*“ (wahrscheinlich verstümmelter Name der Insel Roanoke?) bei der Einführung der Frucht in England nicht Fuß gefaßt zu haben scheint. Merkwürdig ist, daß

Der Holländer zeigte sich selbständig mit seinem „*Arbappel*“. Der Russe übernahm mit manchem anderen Kulturgut auch die Kartoffel vom Deutschen und bezieht die Benennung wörtlich bei, so daß im ehemaligen Zarenlande unsere Knollenfrucht mit ihrem italienisch-deutschen Namen in russischer Sprache und Schrift auftritt. Oder sollte man nunmehr auch sie bereits umgelaufen haben, wie man sich Petersburgs schämte, und sie vielleicht Herrn Sinowjew (= Apfelbaum) zu Ehren „*Erdapfelbaum*“ benannt haben?

Die Kartoffel ist eine zur Bildung von „*Spielarten*“ besonders neigende Frucht, ein bildsamer Stoff in des geschickten Gärtners und landwirtschaftlichen Züchters Hand. Bereits im 18. Jahrhundert unterschied man zahlreiche Sorten. Zunächst traten besondere landwirtschaftliche Bezeichnungen auf, z. B. „*Donnersberger*“ und „*Geißberger*“, aus gesunder Höhenlage stammende, am Rhein sehr geschätzte Erzeugnisse. Ferner unterschied man nach der Knollenform „*Horn*“ oder „*Hörnchenkartoffeln*“ von der Menge eiförmiger und runder Sorten oder nannte gewisse Sorten „*Schiffelertüffeln*“, da deren Knollen weberschiffartig gestaltet erschienen, kannte ferner besonders zartfleischige und angenehm schmeckende wie die „*Juden-*“ und „*Suppentartoffeln*“, denen man gemeine oder „*Viehartoffeln*“ gegenüberstellte. Häufig erwähnt wurden im vorigen Jahrhundert auch die „*Verdenkartoffeln*“, für deren Namen mir jede Erklärung fehlt. In den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts treten bereits Sortennamen auf, die sich auf einen engeren Formenkreis beziehen, wie „*Preis von Holland*“ oder „*Preis von Westerland*“, die für Lieferung gewisser reiner Sorten erst einigermaßen Gewähr boten und den Züchter bis zu gewissem Grade gegen unlauteren Wettbewerb schützten. Seither hat sich die Zahl ähnlicher, meist kürzer, Warenschutz sichernder Namen wie z. B. „*Magnum bonum*“ (englische Züchtung), „*Frühe Rosen*“, (ehemals die englische „*Early Rose*“), „*Imperator*“, „*Alma Besta*“, „*Selesia*“, „*Sindenburg*“ in die Tausende vermehrt. Die deutsche Züchtung aber hat sich inzwischen vom Auslande nahezu unabhängig gemacht und versorgt den Pflanz- und Speisefartoffelmarkt mit den verschiedenartigsten Sorten, die den recht unterschiedlichen Bedürfnissen der Landwirtschaft und den ebenso auseinandergehenden Geschmacksrichtungen der Verbraucher in jeder Weise gerecht werden. So treffen wir denn erfreulicherweise auf unseren Märkten fast nur noch deutsche Namen. Der große Krieg, eine neuzeitliche Völkerwanderung hat nicht nur einen Austausch von Erfahrungen verschiedener Völker im Kartoffelbau gefördert, während die rein wissenschaftlichen Verbindungen abgerissen, sondern er hat auch sortenverbreitend gewirkt, wobei der Deutsche besonders im Ostgebiet abermals der gebende Teil gewesen ist. Der Name der Kartoffel ist uns zu einem Wahrzeichen geworden, an ihn knüpft sich der Kulturaufstieg Preußen-Deutschlands, von dieser Frucht, die uns geradezu das geworden ist, was dem Asiaten der Reis bedeutet, hängt die Möglichkeit der Ernährung auf eigener Scholle, die innere Gesundheit ebenso wie der äußere Aufstieg des deutschen Volkes nicht zuletzt mit ab.

Dr. Hans Reiling.

Unfall bedeutet Lohnausfall! Sei vorsichtig!

Italiener und Franzosen sich eigene Namen schufen, die Kartoffeln *Trüffeln* und *Erdäpfel* benannten, während wir den unverständlichen italienischen Namen „*tartufolo*“ aufgegriffen und als Lehnwort „*Kartoffel*“ zum festen Bestandteil unseres Sprachgutes gemacht haben. Die selbständige deutsche Bildung „*Grundbirnen*“, „*Krumpiern*“ hat sich leider nicht durchsetzen können und sich wohl nur in Oesterreich, am Rhein und im Elsaß noch behauptet. „*Pammerlinge*“ könnte aus dem französischen „*Bommes de terre*“ entstanden sein, sei es daß der Name mit französischer Saatware Eingang fand, was unwahrscheinlich ist, sei es daß er während einer der „*Franzosenzeiten*“, deren wir uns gegenwärtig wieder einmal erfreuen, bei uns hängen geblieben ist.

Vorschüsse auf Aufwertungsguthaben.

In der Mehrzahl der deutschen Länder sind die Bestimmungen über die Aufwertung der Sparfahrguthaben herausgekommen. Da viel bedürftige Aufwertungsgläubiger ein großes Interesse an der möglichst schnellen Auszahlung dieser Guthaben haben, sei darauf aufmerksam gemacht, daß die Sparfassen in den Fällen, wo Not vorliegt, Vorschüsse leisten. — Es ist ratsam, daß diese Gläubiger sich unter Darlegung der Lage an die einzelnen Sparfassen wenden und den Antrag auf vorschussweise Auszahlung eines Teiles des aufzuwertenden Guthabens stellen.

Wer ausgeruht vom Bett aufsteht — mit klarem Kopf zur Arbeit geht

auf seinem Herwege begleitet hatte, wurde der Kasperl jetzt sorgsam eingehüllt; dann nahm Lisei ihn auf den Arm, Herr Tendler das Lisei an der Hand, und so, unter Dankesversicherungen, zogen sie vergnügt die Straße nach dem Schützenhof hinab.

Und nun begann eine Zeit des schönsten Rinderglüdes. — Nicht nur am anderen Vormittage, sondern auch an den folgenden Tagen kam das Lisei; denn sie hatte nicht abgelassen, bis ihr gestattet worden, auch selbst an ihrem neuen Mantelchen zu nähen. Zwar war's nur mehr wohl eine Scheinarbeit, die meine Mutter in ihre kleinen Hände legte; aber sie meinte doch, das Kind müßte recht ordentlich gehalten sein. Ein paarmal setzte ich mich daneben und las aus einem Bande von Weißes Rinderfreunde vor, den mein Vater einmal auf einer Auktion für mich gekauft hatte, zum Entzücken Liseis, der solche Unterhaltungsbücher noch unbekannt waren. „Das is g'schickt!“ oder „Ei du, was geit's für Sachen auf der Welt!“ Dergleichen Worte rief sie oft dazwischen und legte die Hände mit ihrer Nahrung in den Schoß. Mitunter sah sie mich auch von unten mit ganz klugen Augen an und sagte: „Ja, wenn's Geschickl nur nit derlog'n is!“ — Mir ist's, als hörte ich es noch heute.

— Der Erzähler schwieg, und in seinem schönen männlichen Antlitz sah ich einen Ausdruck stillen Glüdes, als sei das alles, was er mir erzählte, zwar vergangen, aber keineswegs verloren. Nach einer Weile begann er wieder. „Meine Schularbeiten machte ich niemals besser als in jener Zeit, denn ich fühlte wohl, daß das Auge meines Vaters mich strenger als je überwachte, und daß ich mir den Verkehr mit den Puppenspielerleuten nur um den Preis eines strengen Fleißes erhalten könne. Es sind reputierliche Leute, die Tendler's,“ hörte ich einmal meinen Vater sagen: „der Schneiderwirt drüben hat ihnen auch heute ein ordentliches Stübchen eingeräumt; sie zahlen jeden Morgen ihre Zechen; nur, meinte der Alte, sei es leider blühwenig, was sie draufgehen liehen. — Und das“, setzte mein Vater hinzu, „gefällt mir besser als dem Herbergsvater; sie mögen an den Notpfennig denken, was sonst nicht die Art solcher Leute ist.“ — Wie

gern hörte ich meine Freunde loben! Denn das waren sie jetzt alle; sogar Madame Tendler nickte ganz vertraulich aus ihrem Strohhute, wenn ich — keiner Einlaßkarte mehr bedürftig — abends an ihrer Kasse vorbei in den Saal schlüpfte. — Und wie raunte ich jetzt vormittags aus der Schule! Ich wußte wohl, zu Hause traf ich das Lisei entweder bei meiner Mutter in der Küche, wo sie allerlei kleine Dienste für sie zu verrichten wußte, oder es saß auf der Bank im Garten, mit einem Buche oder mit einer Nahrung in der Hand. Und bald wußte ich sie auch in meinem Dienste zu beschäftigen; denn nachdem ich mich genügend in den inneren Zusammenhang der Sache eingeweißt glaubte, beabsichtigte ich nichts Geringeres, als nun auch meinerseits ein Marionettentheater einzurichten. Vorläufig begann ich mit dem Ausschneiden der Puppen, wobei Herr Tendler, nicht ohne eine gutmütige Schelmerei in seinen kleinen Augen, mir in der Wahl des Holzes und der Schmittmesser mit Rat und Hilfe zur Hand ging; und bald ragte auch in der Tat eine mächtige Kasperlenase aus dem Holzblöckchen in die Welt. Da aber andererseits der Mantelgangzug des Wurstl' mir zu wenig interessant erschien, so mußte ich mich das Lisei aus „*Rekeln*“, die wiederum der alte Gabriel hatte hergeben müssen, gold- und silberbesetzte Mäntel und Wämser für Gott weiß welche andere künftige Puppen anfertigen. Mitunter trat auch der alte Heinrich mit seiner kurzen Pfeife aus der Werkstatt zu uns, ein Gefelle meines Vaters, der, solange ich denken konnte, zur Familie gehörte; er nahm mir dann wohl das Messer aus der Hand und gab durch ein paar Schnitte dem Dinge hie und da den rechten Schick. Aber schon wollte meiner Phantasie selbst der Tendler'sche Haupt- und Prinzipalkasperl nicht mehr genügen; ich wollte noch ganz etwas anderes leisten; für den meinigen ersann ich noch drei weitere, nie dagewesene und höchst wirkungsvolle Gelenke, er sollte seitwärts mit dem Rinne wadeln, die Ohren hin und her bewegen und er wäre auch jedenfalls ein ganz unerhörter Prachtstück geworden, wenn er nur nicht schließlich über all seinen Gelenken schon in der Geburt zugrunde gegangen wäre. Auch sollte leider weder der Pfalzgraf Siegfried noch irgendein anderer Held des Puppenspiels durch meine Hand zu einer fröhlichen Auferstehung gelangen. — Besser glückte es mir mit dem Bau einer unterirdischen Höhle, in der ich an kalten Tagen mit Lisei auf einem Bänkchen zusammenlag und ihr bei dem spärlichen Lichte, das durch eine oben angebrachte Fensterleiche fiel, die Geschichten aus dem Weißeschen „*Rinderfreunde*“ vorlas, die sie immer von neuem hören konnte. Meine Kameraden neigten mich wohl und schalteten mich einen Mädchenknecht, weil ich, statt wie sonst mit ihnen, jetzt mit der Puppenspielerleuten meine Zeit zubachte. Mich kummerte das wenig; wußte ich doch, es redete nur der Neid aus ihnen, und wo es mir zu arg wurde, da brauchte ich denn auch einmal ganz wader meine Fäuste.

(Fortsetzung folgt.)

Woher kommen die Gegenstände unseres täglichen Gebrauches?

Von Max Maske.

(1. Fortsetzung).



Welch ein langer Weg war es doch von jener recht einfachen und primitiven Wasseruhr, die uns nur unvollkommen und ungenau die Zeit angab, zu den verzwickten, komplizierten Räderwerken unserer Tage. Damals mußte die Zeit zwischen den Stunden nach der Entfernung des Zeigers von den beiden Stundenzeiffern, zwischen denen er stand, abgeschätzt werden und heute? — Mit Räderuhren können wir Zeiten bis zu einer zehntel Sekunde genau festlegen, und auf photographischem Wege so winzig kleine Zeiten von tausendstel Sekunden, daß wir sie mit unserer Vorstellungskraft gar nicht mehr fassen können. Um solche geringe Zeiten messen zu können, muß der Gang der Uhr gleichmäßig und unabhängig von jeglichen Einflüssen sein. Sonst ist es auch gar nicht möglich, daß bei besonders scharf und genau gebauten Chronometern zu wissenschaftlichen Zwecken nach mehreren Wochen der Unterschied mit der wahren Zeit noch nicht den Bruchteil einer Sekunde betragen darf. Aber wie empfindlich sind solche Werke auch. Eine große Zahl von Versuchen sind gemacht worden, um den wechselnden Barometerstand z. B. auszugleichen oder den Unterschied in der Lufttemperatur. Um welche geringe Unterschiede es sich dabei handelt, die aber bei wissenschaftlichen Beobachtungen von großer Bedeutung sein können: Eine Zunahme des Luftdruckes um 1 Millimeter (unser Barometerstand wechselt zwischen rund 730 und 775 Millimeter, im Durchschnitt etwa 750 Millimeter) verlangsamt den Gang einer Sekundenpendeluhr um etwa 0,015 Sekunden täglich; das heißt in 100 Tagen um eineinhalb Sekunden. Solche Werte kommen für den Hausgebrauch natürlich nicht in Betracht, uns genügt unser treuer Begleiter in der Tasche, und wenn der im Tage um nur einige Sekunden sich von der rechten Zeit unterscheidet, können wir sehr mit ihm zufrieden sein.

Bei den elektrischen Uhren muß man zwei Arten unterscheiden. Die eine, bei der die treibende Kraft im Uhrwerk der elektrische Strom ist, und nicht eine Feder, die in bestimmten Zwischenräumen neu gespannt — aufgezogen — werden muß; bei der andern sind an einer der üblichen Pendeluhrn mit Federwerk als Haupt- oder Mutteruhr elektrische Kontakte angebracht, durch die in bestimmten Zwischenräumen — meist eine Minute — der Strom geschlossen wird, der auf die anderen Uhren — Nebenuhren ohne jedes Gangwerk — einwirkt und sie in Übereinstimmung mit der Hauptuhr hält.

Auf sehr vielen hiesigen Werten befindet sich eine derartige elektrische Uhr, die jede Minute, die auf der Hauptuhr abgelaufen ist, einen Stromschluß eintreten läßt, der auf den Nebenuhren, z. B. im Rhythmus des Hauptgebäudes den Zeiger um eine Minute vorzulpringen veranlaßt. Gleichartige Uhren hängen auf vielen der größeren Bahnhöfe mit mehreren Bahnsteigen.

Erwähnen will ich noch als künstliche Spielerei die sogenannten astronomischen Uhren, die nicht nur die bürgerliche Sommerzeit, sondern auch alle Kalenderangaben, den Lauf und die Phasen der Planeten und des Mondes, Jahr, Datum, Wochentag und noch vieles mehr anzeigen und bewegliche Figuren enthalten.

Nachdenkliches über die Sozialzulagen.



Man mag sich zu den Sozialzulagen, wie Hausstands- und Kindergeld kurz mit einem gemeinsamen Namen benannt werden, grundsätzlich stellen wie man will, so steht doch unter allen Umständen fest, daß, wie die Dinge heute nun einmal liegen, der verheiratete Arbeiter und der, der als alleiniger Ernährer einer Familie in ihren Besitz gelangt, ihren Wegfall als erhebliche Verschlechterung ihrer materiellen Lage betrachten würden. Mithin liegt es nur im Interesse der Belegschaft, alles zu vermeiden, was dem weiteren Bestehen der Sozialzulagen gefährlich werden könnte.

Von diesem Gesichtspunkte aus ist es vollkommen unverständlich, daß immer wieder von einzelnen Arbeitern der Versuch gemacht wird, Hausstands- und Kindergeld zu erlangen, ohne daß die tariflichen Voraussetzungen für den Bezug gegeben sind. Die Gesamtzahl dieser Einzelfälle ist nicht unerheblich, und die hierdurch erhobenen Beträge belaufen sich auf viele Tausende von Mark. Nachdem der Rahmentarif, der die grundlegenden Bestimmungen hierüber enthält, bereits seit annähernd 2½ Jahren unverändert in Kraft steht, nachdem außerdem der hierfür in Frage kommende Abschnitt des Tarifes vor kurzem öffentlich zum Aushang gebracht worden ist, muß angenommen werden, daß jeder Arbeiter genau hierüber unterrichtet ist.

Mithin ist da, wo Hausstands- oder Kindergeld unberechtigt empfangen wird, im allgemeinen der gute Glaube abzuspochen, wenn es auch Grenzfälle geben mag, wo dieses nicht zutrifft.

Auf diese Sachlage öffentlich hinzuweisen, liegt sowohl im Interesse der Arbeiterschaft wie des einzelnen Arbeiters. Haben diese doch ein Anrecht darauf unterrichtet zu werden, wenn Mißbrauch mit Einrichtungen getrieben wird, die ihrem Besten dienen.

Daher leistet jeder Einzelne sich die besten Dienste, wenn er sich mit allen seinen Kräften dafür einsetzt, daß künftighin Fälle des unberechtigten Bezugs der Sozialzulagen vermieden oder zum mindesten rechtzeitig aufgedeckt werden.

Der Motor im Dienste der Menschheit.

Der Dieselmotor, eine technische Glanzleistung.

Im Jahre 1878 war der Viertaktmotor der Gasmotorenfabrik Deutz entstanden und in rascher Entwicklung zu einer wichtigen Betriebsmaschine für kleine und mittlere Leistungen geworden. Das dabei angewandte Verpuffungsverfahren konnte aber, so plaudert Dr. Ing. Erich Weishaar in den V.D.Z.-Nachrichten, nur mit den leicht brennbaren Betriebsstoffen, also Gasen und leichten Ölen (Benzin, Benzol) durchgeführt werden. Alle Versuche, die viel billigeren schweren Öle im Motor einwandfrei zu verbrennen, scheiterten.

Die Lösung brachte erst ein neues Verfahren. Rudolf Diesel (geb. 18. März 1858) veröffentlichte in den Jahren 1892 und 1893 in Patentanmeldungen und in einer kleinen Schrift „Theorie und Konstruktion des rationellen Wärmemotors“ Vorschläge zur nähersten Durchführung des Carnotprozesses. Diesel änderte gegenüber dem Verpuffungsverfahren die Art der Ladung, die Höhe der Verdichtung und den Verlauf der Verbrennung. Der Zylinder sollte nur mit Luft geladen, diese dann weit über die Entzündungstemperatur des Brennstoffs verdichtet und der Brennstoff zu Beginn des Ausdehnungshubes so langsam zugeführt werden, daß sich die Temperatur nach der Selbstzündung in der heißen Luft nicht mehr erhöhte (isothermische Verbrennung!). Dann sollte adiabatische Ausdehnung folgen und schließlich das verbrannte Gas ausgestoßen werden. Dabei sollte die sonst nötige Wasserkühlung überflüssig sein. Vorgeschlagen wurde für ein vollkommenes Verfahren ein Höchstdruck von 250 Atm. und für ein leichter durchführbares, abgeändertes Verfahren 90 Atm.

Diesel hatte das Glück, bei der MAN und bei Krupp alsbald Unterstützung zur Durchführung seiner Versuche zu finden. Schon 1893 wurde mit dem Bau der ersten Versuchsmaschine in Augsburg begonnen und nach einer arbeitsreichen Zeit von 3½ Jahren, die mit all ihren Erfolgen und Enttäuschungen in Diesels 1913 erschienener Schrift „Die Entstehung des Dieselmotors“ höchst anschaulich geschildert ist, konnte Anfang 1897 durch Prof. Schröter festgestellt werden, daß ein neuer Wärmemotor mit dem damals unerhört geringen Petroleumverbrauch von 235 g/PSeStd. entstanden war. Auf der Hauptversammlung des V. d. Z. in Cassel berichteten in demselben Jahre Diesel und Schröter über den neuen Motor und erregten größtes Aufsehen. Bald konnten auch statt des Petroleums andere weit billigere Öle wie Gasöl und Braunkohlenteeröl verwendet und der Verbrauch auf 185 g/PSeStd. bei größeren Maschinen heruntergedrückt werden.

Es hat aber noch jahrelanger zäher Arbeit bedurft, bis die MAN aus der Versuchsmaschine einen betriebsfähigen marktfähigen Motor entwickelt hatte. Die Schwierigkeiten waren so groß, daß die andern Lizenznehmer die Versuche bald wieder einstellten. So entstand in Augsburg die Normalbauart des stehenden Dieselmotors mit zweiflügeliger Einblaseluftpumpe für die Zerstäubung des Brennstoffs beim Eintritt in den Zylinder. Mit Beginn des neuen Jahrhunderts etwa setzte dann allmählich die Verbreitung des Dieselmotors ein und von 1908 an, als die Patente erloschen und neben der MAN auch andere große Firmen den Bau aufnahmen, konnte von einem Siegeszug des neuen Motors gesprochen werden.

Nachdem der Dieselmotor in kurzer Zeit seine Überlegenheit auf vielen Anwendungsgebieten, insbesondere auch seine Brauchbarkeit als Schiffsmotor bewiesen hatte, hielt Diesel auf der Hauptversammlung der Schiffbautechnischen Gesellschaft 1912 einen Vortrag über „Die Entstehung des Dieselmotors“, der mit stürmischem Beifall aufgenommen wurde. In die Anerkennung mißfielen aber bei der Besprechung auch schon kritische Neußerungen, Vorboten eines Sturmes, der bald darauf losbrach. Es erschienen nämlich 1913 mehrere Schriften von namhaften Verfassern, die scharfe Angriffe gegen Diesel enthielten. Darin wurde behauptet: der Dieselmotor sei in seiner tatsächlichen Ausfühung gar nicht der Motor, den Diesel gewollt und durch Patente geschützt erhalten hat; Diesel habe diese Tatsache aber der Fachwelt vorenthalten und verschleiert.

Wenn auch an diesen Behauptungen etwas Wahres ist, so bleibt Diesel trotzdem ein Verdienst, das genügt, um seinen Namen unsterblich zu machen: Nur seiner zähen Tatkraft, nur seiner glänzenden Kunst auch bei Mißerfolgen seine Mitarbeiter guten Mutes zu erhalten, ist der Erfolg, ein neuer, besserer Motor, zu verdanken. Sein Verdienst war die Tat!

Auf die Angriffe hat Diesel nicht mehr antworten können. Sein Ende ist in tragisches Dunkel gehüllt: am 29. September 1913 ist er bei der Ueberfahrt nach England im Nebel der Nacht von Bord des Dampfers spurlos verschwunden. Handelte es sich um einen Unfall? Hatte ihn der Verlust seines durch Patentverwertung erworbenen großen Vermögens aus dem Gleichgewicht gebracht? Oder hatte er die Angriffe auf seinen wissenschaftlichen Ruf so vernichtend empfunden? Wir wissen es nicht und werden es auch kaum erfahren.

Während des Krieges wurde der U-Boots-Motor zu immer größeren Leistungen, zuletzt bis 3000 PS, und zu immer größerer Betriebssicherheit entwickelt. Gleichzeitig wurden die schon vor dem Kriege begonnenen Versuche zur Ausbildung eines großen Schiffsmotors fortgesetzt, die bis zur Werftatterprobung eines 12 000-PS-Motors mit doppeltwirkendem Zweitakt führten. Der Friedensvertrag legte uns auf, einen großen Teil der U-Boots-Motoren und den großen Schiffsmotor zu zerstören.

Nach Beendigung des Krieges wurden frühere Versuche mit Motoren ohne Einblaseluftpumpe, die nach dem Drudeinspritzverfahren oder mit Vorkammern arbeiteten, neu aufgegriffen. Bei beiden Verfahren ist ein geringer Brennstoffverbrauch (165g/PSeStd.) erreicht worden. Sie sind für kleine und mittlere Leistungen fertig ausgebildet. Die Vervollkommenung der Schiffsmotoren wurde eifrig betrieben. Die einfachwirkenden Viertaktmotoren mit geringer Drehzahl und unmittelbarer Kupplung mit der Schraubenwelle wurden zu größeren Leistungen entwickelt, daneben aber auch schnelllaufende Motoren der U-Boots-Bauart mit Zahnraduntersehung, mit und ohne Flüssigkeitskupplungen verwendet. Der einfachwirkende Zweitaktmotor erhält immer größere Bedeutung.

Drinnen und Draußen.

Verwahrloste Jugend.



Bei Leiferde ist ein entsetzliches Eisenbahnunglück geschehen, wie es heißt, infolge eines frevelhaften Attentates, dem mehr als zwanzig Menschenleben zum Opfer fielen.

Unweit des freundlichen Städtchens Bernau in der Mark Brandenburg fand man Schottersteine auf dem Eisenbahngleise, die dort angeschüttet worden waren, um auch hier eine Jugentgleisung herbeizuführen, die vielleicht hunderten von Arbeitsmännern, die erfahrungsgemäß diese Vorortzüge stark in Anspruch nehmen, das Leben kosten konnte — wenn es nämlich gelungen wäre.

Gottlob gelang es in diesem Falle nicht — wohl aber war es der Polizei diesmal möglich, den Täter recht bald zu fassen. Ein fünfzehnjähriger, seinem Lehrherrn entlaufener, verwahrloster Bursche war es, den man in einer an der Bahn gelegenen Laubenkolonie aufgriff und der nach seinen eigenen Worten das Attentat in die Wege leitete, „um einmal einen Zug entgleisen zu sehen“.

Verwahrlost — fünfzehnjährig — dem Lehrherrn und elterlicher Zucht entwichen — gierig auf die Sensation der Jugentgleisung — das sind die Kernpunkte dieses mißglückten Attentats, das von einigen Zeitungen als Dummerjungensstreich abgetan wird.

Es ist weit mehr — es ist ein an alle es mit der Jugend ernst meinenden Kreise gerichteter Menetekel, eine unmißverständliche Warnung, daß ein nicht zu unterschätzender Teil der Jugend den Weg des Verkommens schreitet.

Durch eigene Schuld? In vielen Fällen vielleicht, in den meisten aber durch die der Verhältnisse. Vaterzucht nahm vielen von ihnen wohl der Krieg, Elternautorität überhaupt aber sicherlich die Nachkriegszeit, die auch die Autorität im öffentlichen Leben beseitigte oder zu beseitigen versuchte, zumindest aber sie zum Rinderschreden stempelte. Der Lehrherr ward zum Plagegeist, der Vorgesetzte zum Tyrannen und Mäkler. Und auch die Erziehung zum pflichtbewußten Menschen durch das Militär, die früher noch manden der Zucht des Elternhauses und des Lehrherrn Entlohnungen auf den rechten Weg brachte, diese strenge, aber gedeihliche Zeit, derer noch heute viele Tausende von schaffensfrohen und tüchtigen, an Ordnung und Sitte gewöhnte Arbeitsleute der Hand und des Geistes dankbar gedenken, fehlt heute.

Man stelle sich vor, was für Erwachsene einmal aus Jugendlichen werden, die schon als Fünfzehnjährige ihre Freude und die Befriedigung ihrer Sensationier in der Hinopferung unersetzlicher Menschenleben und der Zerstümmerung für unsere Volkswirtschaft nicht unbedeutender Werte an Sachmaterial sehen. Aus Jugendlichen, die, wie zahlreiche Gerichtsverhandlungen lehren, nicht der Eltern Darben sehen und sich nur ihrem sich zu meist in Roheiten, Ausschweifungen und Geldausgeben erschöpfenden Vergnügen widmen.

Gewiß ist nicht die Mehrzahl unserer Jugendlichen so — aber es sind, darüber täuscht keinerlei Schönsärberei hinweg, doch viele Tausende, die schon falsche Wege gehen, und weitere viele Tausende, die sie ebenfalls beschreiten werden, wenn nicht durch Maßnahmen erzieherischer Natur in Werkstatt und Fabrik, im Schacht und auf der Hütte das Erseht werden kann, was diesen Jugendlichen fehlt, um sie nicht in gleiche Verwahrlosung wie den halbwüchsigen Eisenbahnattentäter und zahlreiche andere Jugendliche verfallen, sondern zu anständigen Menschen und nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft und des Landes werden zu lassen, dessen dunkle Zukunft heute mehr denn je in den Händen der Jugend liegt.

Die Feuerfliege — ein Funkvorbild.



Der amerikanische Funkingenieur Bernays Johnson hatte vor Jahresfrist vorgeschlagen, die Beleuchtung der Häuser auf funktentelegraphischem Wege vorzunehmen. Die Kosten für die Beleuchtung eines Hauses glaubte er mit fünf Dollar eher zu hoch als zu niedrig veranschlagt zu haben. Die Idee ist nicht neu, wenn auch ihre Verwirklichung bisher leider noch nie geglückt ist. Schon der serbische Physiker Nikola Tesla hat ebenso wie sein Lehrer Edison sich schon vor Jahrzehnten mit diesem Probleme beschäftigt. Edison ging von dem Gedanken aus, daß die von ihm erfundene Glühbirne auch in ihrer heutigen Gestalt völlig unwirtschaftlich arbeitet. Sie erzeugt zwar Licht, aber leider auch in einem unerwünscht hohem Grade Wärme. Wie erreicht man nun eine hundertprozentige Ausnützung der vorhandenen Energie?

Unser Johanniskwürmchen mit seiner wundersamen Fähigkeit, ohne jeden Energieverbrauch Licht erzeugen zu können, hat von jeher den Reiz aller Beleuchtungstechniker erregt. Hier ist das Problem fast reiflos gelöst. Gerade die Juninächte zeigen uns dieses fliegende Wunder im schönsten phosphoreszierenden Glanz. Das Laternenchen dieses kleinen Insektes ist übrigens nicht das einzige Beispiel für das erstrebte Ideal: „Licht ohne Wärme!“ Ein anderes Tierchen, unserem Glühwürmchen nahe verwandt, zeigt uns ebenfalls, wie man ohne Kraftaufwand und Kosten Licht erzeugen kann. Die Feuerfliege der Rum-Insel Jamaika ähnelt auch in ihrer Lebensweise unseren Johanniskwürmchen. Allerdings beginnt sie — dem tropischen Klima entsprechend — sich bereits im Februar zu zeigen, obwohl auch sie erst im Juni ihre größte Vermehrung erreicht. Die Leuchtkraft dieses kleinen Amerikaners beträgt ein Vielfaches der Leistung unseres deutschen Glühwürmchens. Das einzelne Insekt, nur wenig größer als das Johanniskwürmchen, kann selbst auf einen Abstand von 400 Meter wahrgenommen werden. Der Direktor der Harvard-Sternwarte, der berühmte Astronom Edward Charles Pickering, vergleicht das Licht der Feuerfliege mit dem Licht der hellsten Sterne. Die Helligkeit dieses kleinen Insektes entspricht sogar nach seinen Messungen ziemlich genau der Helligkeit eines Sternes erster Ordnung. Der Gesamteindruck einer mit Feuerfliegen übersäten Tropenlandschaft um die Zeit von Johanni ist eines der schönsten Bilder, die Westindien überhaupt bieten kann. Hoffen wir, daß es auch unseren

Technikern gelingen möge, eine Lampe zu konstruieren, die als Lichtquelle ohne Wärmeabgabe den Höchstgrad der Wirtschaftlichkeit erreicht. Ob uns allerdings die Tierwelt in ähnlicher Weise hier, wie bei der Eroberung des Luftmeeres, zumal bei dem Segelflug, wertvolle Fingerzeige geben wird, erscheint zweifelhaft. Einige neuere Forscher behaupten übrigens, daß die amerikanische Feuerfliege während des Leuchtens eine geringe Wärme ausstrahlt, die sogar für die menschliche Hand fühlbar sei.

Aus dem Reich der Frau.

Anwendung und Wirkung der künstlichen Höhensonne.



Licht und Sonne zählen von jeher zu den wichtigsten Lebensbedingungen des Menschen. Die Heilskraft der Sonne war schon den Völkern des Altertums bekannt. In neuerer Zeit wird die Hochgebirgs- sonne als ein vorzügliches Heilmittel in vielen Krankheitsfällen angewandt. Die glänzenden Erfolge sind weniger den roten Strahlen, welche Wärme erzeugen, sondern den kalten, ultravioletten Strahlen zuzuschreiben. Diese kurzwelligen Strahlen reichen nicht bis zur Ebene, fehlen daher in dem Sonnenlicht unseres Landstriches fast gänzlich. In der Erfindung der Quarzlampe, der sogenannten künstlichen Höhen- sonne, ist ein sehr guter Ersatz für die äußerst wichtigen, heilkräftigen Höhen- sonnenstrahlen geschaffen worden.

Ohne besondere Wärmeentwicklung entsendet die Quarzlampe mehr ultraviolette Strahlen als die natürliche Hochgebirgs- sonne. Sie hat sich daher in der Heilbehandlung schnell eingebürgert und gut bewährt. Durch die Bestrahlung des Körpers wird die ganze Oberfläche der Haut und damit der Blutkreislauf und Stoffwechsel beeinflusst. Die Haut rötet und bräunt sich wie in der natürlichen Sonne. Das Aussehen wird frisch und gesund. Die erste Besserung, welche fast regelmäßig auftritt, ist eine Zunahme des Appetits und des Gewichts. Der Schlaf wird besser und ruhiger. Dadurch kommt es bald zu einer allgemeinen Kräftigung des Körpers.

Die künstliche Höhen- sonne ist demnach als Kräftigungsmittel für das Allgemeinbefinden des Körpers und als wirksames Unterstützungsmittel in der Heilbehandlung zu betrachten. So wird sie beispielsweise bei Blut- armut, Bleichsucht, Lungen- spitzenkatarrh und bei nervösen Zuständen angewandt.

Außerordentlich gute Dienste leistet sie in der Bekämpfung der sehr verbreiteten Kinderkrankheiten Strophulose und Rachitis. Strophulöse Kinder haben meist unter Appetitlosigkeit, Mattigkeit und erhöhter Temperatur zu leiden. Auch chronischer Schnupfen, lang- anhaltende Ohr- eiterungen, Entzündung der Augen, wundte Lidränder, Lichtscheu sind Merk- male der Krankheit. Bei vielen Kindern treten Schwellungen der Lymph- drüsen an Hals, Nacken und Leib auf. Ferner sind Ausschläge an Kopf, Nase, Mund und Ohren häufig strophulöser Art. Die Krankheit ist heil- bar, wenn rechtzeitig Abwehrmittel benutzt werden. Wird nichts dagegen getan, so kann sie in Tuberkulose der Lunge oder der Gelenke übergehen.

Jedes strophulöse Kind gehört möglichst schnell in ärztliche Behand- lung. Außer Medikamenten ist vor allem der Aufenthalt in frischer Luft und Sonne anzuraten. Noch wirksamer ist eine Solbadkur oder ein Aufent- halt im Hochgebirge. Da dies in den wenigsten Fällen praktisch durchführ- bar ist, kann als Ersatz eine Bestrahlungskur mit künstlicher Höhen- sonne sehr wertvoll sein. Die Rachitis, auch englische Krankheit genannt, bedroht die Kinder meist schon im ersten Lebensjahre, und zwar sind solche Kinder am meisten gefährdet, die in engen, feuchten, dunklen Wohnungen leben und die nicht von der Mutter genährt werden. Die Krankheit kann auch durch Überfütte- rung oder falsche Ernährung hervorgerufen werden. Ebenso trägt Vererbung oder Veranlagung dazu bei. Die Rachitis äußert sich in einer Erweichung der Knochen und Erschlaffung der Muskeln. Am Kopfe des Kindes fühlt man beim Betasten eine weiche Stelle, ein Zeichen, daß sich die Schädel- dede nicht geschlossen hat; an den Gelenken bilden sich Verdickungen, die so- genannten doppelten Glieder. Die Zähne brechen spät durch. Das Kind lernt schwer Stehen und Gehen. Es leidet vielfach an Kopfschweiß. Wird nicht zeitig eingeschritten, so nimmt die Krankheit schlimmere Formen an. Es kommt zu Verunstaltungen und Verkrüppelungen des kindlichen Körpers und die Heilung ist schwierig, schmerzhaft und langwierig, wenn sie überhaupt noch möglich ist.

Beobachtet die Mutter derartige Anzeichen oder Veränderungen an ihrem Kinde, so suche sie sofort den Arzt oder die Mutterberatungsstelle auf. Sorgsame Körperpflege, Regelung der Ernährung und Zuführung von reich- lich Licht und Sonne tragen sehr zur Behebung der Krankheit bei. Ein alt- bewährtes Mittel ist die Verabfolgung von Lebertran. In den letzten Jah- ren sind außerordentlich sichere und rasche Heilungen mit der Bestrahlung rachitischer Kinder erzielt worden. Man warte daher nicht lange, sondern be- nutze die Höhen- sonne schon als Vorbeugungsmittel gegen die gefürchteten Kinderkrankheiten.



Zu erwähnen wäre noch, daß Bestrahlungen mit der Quarzlampe auch in der Behandlung von Wunden zur Anwendung kommen können. Die Schmerzen lassen bald nach, die Wundfläche trocknet schnell aus und vernarbt in kurzer Zeit. Es würde zu weit führen, wollte man alle Fälle, in denen sich die Bestrahlung mit Höhensonne empfiehlt, aufzählen. Die Entscheidung darüber, ob und in welcher Weise Höhensonne verabfolgt werden soll, liegt in der Hand des Arztes.

Eine Bestrahlungskur umfaßt in der Regel 12 Bestrahlungen, die in der Zeit von 4 Wochen verabfolgt werden. Bei Kleinkindern wird meistens der ganze Körper bestrahlt, bei größeren Kindern und Erwachsenen Brust und Rücken, wenn es sich nicht um besondere örtliche Bestrahlungen handelt. Man beginnt die Einzelbestrahlung mit 2 bis 3 Minuten und steigert bis zu einer halben Stunde, es sei denn, daß der Arzt in besonderen Fällen andere Verordnungen gibt.

Glycerin als Gurgelmittel dürfte nur wenig bekannt sein. Es genügt ein kleiner Löffel reinen Glycerins in einem Glase heißen Wassers, um ein gutes Gurgelwasser herzustellen, das bei mehrmaligem Gebrauch Heiserkeit und Halsschmerzen schnell beseitigt.

Teppiche zu reinigen. Teppiche werden sehr schnell gereinigt, wenn man sie mit durch Essig angesäuertem Seife abkehrt. Ueberhaupt ist das Abreiben mit schwachem Essigwasser sehr zu empfehlen, nachdem man die Teppiche gut ausgeklopft hat.

Gartenbau u. Kleintierzucht.

Gartenarbeiten im Monat September.



Der September ist ein Hauptmonat der Ernte, nicht allein im Obstgarten, auch die meisten Blumen- und Gemüsesamen werden jetzt abgeschnitten, zum Nachtrodnen auf einem luftigen trockenen Bodenraum aufgehängt oder ausgebreitet, um im Winter mit Hilfe von feinen Sieben gereinigt und dann trocken aufbewahrt zu werden. Uebermäßige Wärme haben wir jetzt nicht mehr zu befürchten, denn die Tage werden jetzt immer kürzer und schon dadurch im Durchschnitt kühler und feuchter. Wir freuen uns über jeden milden, klaren, sonnigen Tag, deren wir im September immer noch mehrere zu erwarten haben, und die viel dazu beitragen, Obst und Trauben zu reifen, das Holz der Bäume fester und widerstandsfähiger und die Gemüse vollkommener zu machen. Gegen Ende des Monats können dann Nachfröste eintreten und es ist gut, hiergegen gerüstet zu sein durch Bereithalten von Dedern aller Art zum Schutze für empfindliche Kulturen.

Nach den Frösten tritt in der Regel wieder sonniges Wetter ein, so daß die Vegetation durchaus noch nicht abkühlt. Wer im Herbst neue Anpflanzungen von Obstbäumen plant, sucht sich am besten und vortheilhaftesten die Bäumchen schon jetzt aus, die dann bezeichnet bis zur geeigneten Zeit stehen bleiben und dann abgeholt oder versandt werden. Zum Schutze der reifenden Trauben, denen Wespen, Fliegen und andere unliebsame Gäste eifrig nachstellen, bringen wir Säckchen aus Gaze zusammengeheftet an, so groß, daß über jede Traube ein Säckchen gezogen und am Stiele befestigt wird.

Das Gießen der Obstbäume ist gänzlich einzustellen. Der Bedarf der Bäume muß in den vorhergehenden Monaten bereits gedeckt sein. Jetzt wird nicht viel Wasser mehr gebraucht. Es kommt aber darauf an, das Holz für den Winter zu erzielen und die Holzreife könnte durch zu häufiges Gießen vereitelt werden. Auch die Ausbildung und Reife der Früchte werden durch die weiteren Wasserzufuhren nicht mehr gefördert, im Gegenteil eine Ueberernährung hervorgerufen. Nur in Ausnahmefällen in heißem, trockenem Boden und bei überreichbesetzten Bäumen und sehr späten Sorten kann im September ein Gießen und flüssiges Düngen noch angebracht erscheinen.

Durchdringendes Gießen im Monat September ist im Gemüsegarten nicht mehr notwendig; wohl aber muß bei windigem und trockenem Wetter hin und wieder gegossen werden. Insbesondere sind es die Flachwurzler, wie Radies, Salat, die ab und zu Wasser gebrauchen. Die letzten Radies werden jetzt geerntet. Frühe Sorten brauchen mindestens vier Wochen, späte Sorten fünf bis sechs Wochen zur Entwicklung; bei dem kühlen Wetter, das von Ende Oktober an herrscht, bleiben die Radies unter leichter Bedeckung, am besten Glasfenster, mehrere Wochen gebrauchsfertig.

Kapuzinchen (Feldsalat) wird jetzt geerntet. Sie geben einen wertvollen Salat für Herbst, Winter und Frühjahr. Um auch bei Schnee und Frost ernten zu können, machen wir gegen Ende November einen Kasten um das Beet, den wir mit Brettern, Laub, Stroh, dann später noch mehr schützen.

Spinat für den Winter- und Frühjahrsverbrauch wird gegen den 15. September ausgesät. Endivien werden mit den Spizen der Blätter zusammengebunden, damit sie bleichen. Das Binden geschieht nicht für sämtliche Pflanzen auf einmal, sondern für eine Anzahl, die dem laufenden Bedarf entspricht. Um die Reife der Tomatenfrüchte zu beschleunigen, nehmen wir über der obersten Blütenbolbe die Spitze weg.

Auch die Spargelbeete müssen im Monat September gepflegt und durch zweimaliges Hacken von Unkraut rein gehalten werden. Im Ziergarten blühen noch den ganzen Monat hindurch Astern, Reseda, Zinnien, Tagetes, Petunien, Penstemon, Herbstanemonen, Dahlien und Canna, die wir durch gute Pflege zur höchsten Entfaltung bringen.

Blumenzwiebelbeete werden Ende September vorbereitet, tief umgegraben, mit Kompost gedüngt und dann bepflanzt mit den Zwiebeln von Hyazinthen, Tulpen, Narzissen, Crocus u. a.

Schneeglöckchen dürfen nicht trocken liegen, müssen in Torfeinschlag aufbewahrt, so schnell wie möglich wieder gepflanzt werden. Abstand etwa acht Zentimeter.

Topfpflanzen, die den Sommer über im Freien angepflanzt waren und gut überwintert werden sollen, pflanzen wir am besten schon

jetzt in der ersten Hälfte des September in nicht zu große Töpfe, in gute Erde, brühen diese gut fest, gießen an und stellen sie an geschützter, warmer Stelle auf, damit sie die Erde durchwurzeln und so ein gutes Ueberwintern gewährleisten.
J. Kraus.

Vereins-Nachrichten.

Kyffhäuser-Verband der Kriegsbeschädigten und Hinterbliebenen, Ortsgruppe Gelsenkirchen.

Statt 2. am 9. September, abends 8 Uhr, Monatsversammlung im Verbandslokale der „Bismardhalle“, Ede Schaller- und Hochstraße. Beratungsstunde ab 7 Uhr. Um zahlreiches Erscheinen wird gebeten. Kameraden, die noch nicht Mitglieder sind, herzlich willkommen.

Turnen und Sport.

Lehrlings-Wanderfahrt von Kiel nach Wilhelmshaven.

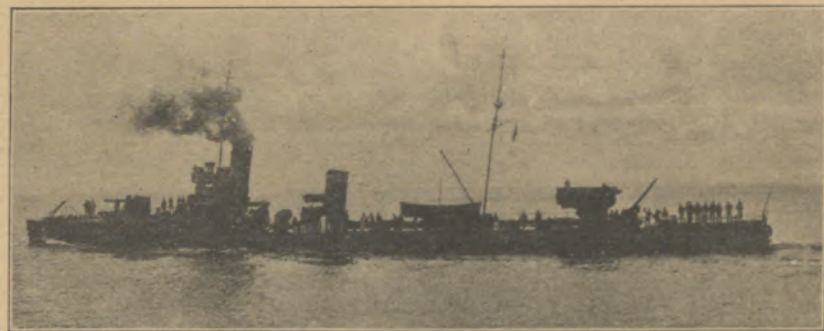


Anfang August erging an verschiedene Lehrwerkstätten des Ruhrgebietes die Nachricht, daß eine gemeinsame Fahrt an Bord des Linien-Schiffes „Hannover“ von Kiel nach Wilhelmshaven geplant sei. Dienstag, den 10. August hieß es plötzlich: „Morgen geht die Fahrt los!“ Da gab es denn noch viel vorzubereiten, um gut ausgerüstet die fünftägige Reise antreten zu können. Am Sammelpunkt Gelsenkirchen standen um 12 Uhr 49 Mann vom Schaller Verein, von der Gutehoffnungshütte, dem Thullen-Konzern und den Zechen Minister Stein, Centrum und Westfalen, Führer und Lehrlinge, zur Abfahrt bereit. Ungeduldig, aber mit frohen Gesichtern, erwarteten sie die Ankunft des Zuges. Ein Wagen 3. Klasse stand für uns bereit. Das gab bei der langen Reise bis Hamburg Aussicht auf eine gemütliche Fahrt. Bis alle sich häuslich eingerichtet hatten, lag das Industriegebiet mit seinen rauchenden Schornsteinen schon hinter uns, und hinein ging die Fahrt ins Münsterland. Daß hier, wo weit und breit keine Fabrik, keine Zechen, kein Hüttenwerk zu sehen war, Menschen ihr Brot verdienten, kam den Jüngens aus der Industrie erst ganz wunderbar vor. Aber beim Anblick der weiten Felder und saftigen Wiesen mit den schwarz-weißen kräftigen Rindern fanden sie schnell die rechte Erklärung.

Bald gab es Neues zu sehen und zu fragen. Wie die Torfmoore hier in der Norddeutschen Tiefebene, die wir jetzt erreichten, entstanden seien, wie der Torf gewonnen und verwertet wird, wollten sie wissen. Vögel, die es in ihrer Heimat nicht gibt, Kiebitze und Störche, sahen sie zum erstenmal; immer wieder gab es ein großes Hallo, wenn eine neue Storchenfamilie im Nest oder beim Froschfang auf der Wiese gesichtet wurde.

Mittlerweile tauchten in der Ferne Turmspitzen auf. Es war die alte Hansestadt Bremen, der wir uns jetzt näherten. Schnell ging es an den freundlichen Gärten vorüber, und nach einem kurzen Aufenthalt in rascher Fahrt gen Hamburg. Von den Schiffen im Hafen konnte man nur die hohen Masten sehen. Zu gern wären unsere Jüngens ausgestiegen, um einen ganzen Tag in der alten Hafenstadt umherzustreifen. Aber wir konnten nicht einmal eine Nacht hier verbringen. Denn wir erfuhren von einem Herrn der Firma Blohm u. Voß, daß wir noch am Abend weiter nach Altona mußten, wo er uns freundlicherweise Quartier besorgt hatte.

Dort erreichten wir nach kurzem Marsch die Jugendherberge. Besonders einladend sah dieses Obdach nicht aus, aber wir mußten mit dem vorlieb nehmen, was wir vorfanden. Nach einem kleinen Imbiß aus dem mit-



Torpedoboot.

geführten Proviant lag um 10 Uhr alles auf dem Strohlad. Doch geschlafen wurde vorläufig nicht, denn die vielen neuen Eindrücke von der Reise hielten die Jüngens noch lange wach.

Morgens um 5 Uhr wedte uns der Herbergsvater und 7 Uhr ging die Fahrt weiter nach Kiel. Die Landschaft war ähnlich wie am Tage vorher, nur sah man mehr Wald und ab und zu Seen auf beiden Seiten der Bahn. Bei den Dörfern waren große Baumschulen und Gärtnereien mit peinlicher Sauberkeit angelegt.

Um 9 Uhr kamen wir in Kiel an und suchten gleich unser Quartier auf, wo wir das Gepäc ablegten. Nach kurzer Rast machten wir uns zur Besichtigung von Kiel und Umgebung auf. Wir marschierten durch die Parkanlagen an der Universität vorbei zur Förde. Einer unserer Führer, der früher Seemann gewesen war, erklärte uns die Werftanlagen, die Hellige und Krane. Wir sahen Schiffe der verschiedensten Art, vom Linien-

Schiff bis zu den kleinen Jachten, von denen er uns viel erzählen mußte. In der Förde lag die neue „Emden“ vor Anker, die erst 1925 vom Stapel gelaufen ist; ganz besonders gefiel uns ihre schlanke Form.

Nun ging es auf der Düsternbrooker Allee vorbei an schönen Klub- und Bootshäusern und den Verwaltungsgebäuden unserer Reichsmarine zum Restaurant „Bellevue“. Dort hatten wir einen weiten Ausblick über die ganze Förde bis hinaus zur Ostsee.

Jetzt war es Zeit, nach Kiel zurückzukehren, weil das Mittagessen auf 12 Uhr angelegt war. Im Eilmarsch ging es zur Stadt an den gedeckten



Unsere Jungs am Fischerhafen von Laboe.

Fisch im Seemannshaus. Viel Zeit konnten wir uns nicht dazu nehmen, denn schon ¼ vor 1 Uhr sollte es mit einem kleinen Dampfer nach dem Ostseehafen Laboe gehen.

Es klappte programmgemäß, und alles freute sich auf die Fahrt. Doch kaum waren wir unterwegs, da setzte ein heftiger Regen ein und nahm uns die Aussicht auf die Ufer der Förde. Das wollte uns schon die Stimmung verderben, doch als wir in die Nähe des Kreuzers „Emden“ kamen, schlugen die Herzen wieder höher. Dort sahen wir ein Schwesterschiff der „Hannover“, die „Hessen“, vor Anker liegen. Auf solch einem gewaltigen Schiff sollten wir die Fahrt durch den Kaiser-Wilhelm-Kanal miterleben!

Nach einer guten Stunde legten wir im Fischerhafen von Laboe an. Der Himmel hatte sich wieder aufgeklärt, und wir freuten uns schon auf das Baden am Strand. Doch gab es zunächst eine Enttäuschung. Das war nicht der Strand, den wir gewünscht hatten! Nicht einmal ein Freibad war da, und wir fürchteten schon, daß wir unsere Badehosen umsonst mitgebracht hätten. Viel war also hier nicht zu unternehmen. Die Jungs kauften sich noch ein paar Andenken und schrieben Ansichtskarten an ihre Eltern. Kurz entschlossen fuhren wir dann mit dem nächsten Dampfer nach Falkenstein zurück. Hier fanden wir denn auch, was wir suchten. Zwei Stunden lang haben wir uns im Sand und im Wasser ausgetobt. In bester Stimmung bestiegen wir um 6 Uhr den Dampfer, der uns nach Kiel zurückbrachte. Dort versorgte sich noch jeder mit Proviant für den nächsten Tag. Zeitig ging es ins Quartier, denn wir mußten am Freitag morgen in aller Frühe an der Holtzauer Schleuse stehen, wo uns die „Hannover“ an Bord nehmen wollte. Dwl.



Beim Einkauf.

Leichtathleten des L.-T.-S.-V. auf dem Bockelbergfest erfolgreich.

Am 29. August fand in München-Gladbach das bekannte Bockelbergfest statt. Sportler des Kreises VIIIb gaben sich hier ein Treffen. Nachdem alles in Riegen eingeteilt war, begann um 9 Uhr morgens der Wettkampf. Der Wettkampf, ein Dreikampf, bestand aus Kugelschleßen (20 Klg.), 100 Meter-Lauf und einem Weitsprung. Bei dem außerordentlich schönen Wetter wurden sehr gute Leistungen erzielt. Der L.T.S.V. schickte zu diesem Wettkampf seine Leute Stramm und Böhm hin. Beide Mitglieder konnten sich trotz der starken Konkurrenz behaupten. So wurde denn Turnbruder Böhm mit 47 und Turnbruder Stramm mit 46 Punkten Sieger. Turnbruder Stramm erzielte im Kugelschleßen (20 Klg.) eine gute Leistung mit 8,75 Meter. Zu fernem Gelingen rufen wir beiden Siegern ein kräftiges „Gut Heil“ zu.

Handballspiel unserer Mannschaft

gegen Berufsschule Gelsenkirchen.

Die Berufsschule legte starken Eifer an den Tag und konnte das Spiel bis zur Halbzeit 2:1 für sich behaupten.

Nach der Halbzeit ging unsere Mannschaft aus sich heraus und konnte aufholen bis zum Schluß, welches nun mit 4:2 für Berufsschule G.B.A.G. gewonnen wurde.

Sonntag, den 29. 8. waren wir mit unserer Mannschaft beim Bochumer Verein als Gast, wir mußten hier mit drei Mann Ersatz antreten. Die Bochumer führten ein gutes Spiel vor, konnten dieses Spiel aber nicht bis Schluß durchhalten und wurden jetzt vollkommen in ihre Hälfte verdrängt, wir wurden vollkommen überlegen und konnten mit 6:1 den Bochumern das Nachsehen geben.

Verlag: Hütte und Schacht (Industrie-Verlag und Druckerei A.-G.) — Preisgeprüft verantwortlich für den redaktionellen Inhalt: B. Rud. Fischer, Gelsenkirchen.

Unser Preisausschreiben.

Unser photographischer und zeichnerischer Wettbewerb hat noch in den letzten Tagen der Einsendungsfrist eine so große Menge neuer Einsendungen gebracht, daß die Sichtung und Wertung der Eingänge durch das Preisgericht noch einige Tage in Anspruch nehmen wird. Immerhin hoffen wir,

in Nr. 37 am 16. September

die Namen der Preisträger veröffentlichen zu können.

Die preisgekrönten Einsendungen sollen nach und nach im Interesse der Bereicherung unseres Bilderteiles in der Hütten-Zeitung veröffentlicht werden.

Die Schriftleitung.

Kleine Anzeigen.

Tausche meine

2 Zimmerwohnung

in Buer-Erle gegen eine gleiche, mögl. in der Nähe des Werkes.

Ilgnier, Friedrichstr. 88a

Tausche meine

3 Zimmer-Wohnung

II. Etage u. 1 Mansarde gegen eine 3-4 Zimmer-Wohnung in Schalke oder Bismarck-West.

Colmsee, Wannerstr. 119.

Tausche meine

2 Zimmer-Privatwohnung

pt. in Günnigfeld gegen eine 3 Zimmer- auch Werkwohnung in Bulmke oder Hüllen.

Warmke, Grenzstr. 4.

Tausche meine

3 Zimmer-Wohnung

in Bulmke I. Etage, gegen eine gleiche.

Johann Michalski, Udostr. 21.

Werkschul-Anfang:

Montag, 6. September morgens 6 Uhr

nach dem Stundenplan des Sommerhalbjahres.

Dellwig

Werkschulleiter

Werksangehörige

können kleine Anzeigen über Käufe, Verkäufe, Wohnungsangelegenheiten usw., die kostenlos aufgenommen werden, an die Schriftleitung einreichen.

Polytechnikum Friedberg

Maschinenbau Elektrotechnik
Hochbau Tiefbau

Gemeinsterbeginn Anfang April u. Oktober.
Drucksachen durch das Sekretariat.

Beim Einkauf

bitten wir unsere Inserenten zu berücksichtigen.

Herde, Öfen

und alle

Haushaltswaren

kaufen Sie gut und billig bei

W. Dietz, Inh.: H. Schlatholt
Bismarckstr. 66, am Stern

Büromöbel

Schreibmaschinen
Bürobedarf

Große Auswahl in
: Geschenkartikeln :

H. Capelle

Bankstraße 3-5. Tel. 521.

Gas im Haushalt

Ist der vollkommenste Ersatz für Kohle, es spart
Zeit und Geld, erleichtert die Arbeit,
verhütet Schmutz, Rauch und Ruß.

Gaslicht ist hell, mild und billig.

Gasgeräte sind solide und formenschön gebaut
und sind eine Zierde für jede Wohnung.

Die Anschaffung erleichtern wir durch Kaufmiete.

Städt. Gaswerk und Privat-Installateure in Gelsenkirchen.